

## Steffen Jacob: LEBEN DANACH.

### Lebensgeschichten zweier jüdischer Familien aus Deutschland.

#### Textauszüge

#### Steffen Jacob - Meine Geschichte mit den Geschichten: Anstöße und Hintergründe

Wie kommen wir zu dem, was wir sind und was wir tun?

Im März 1990 war ich mit meinem Vater in Israel – zum ersten Mal – und wir landeten bei seiner Schwester Suse. [...] Eigentlich wollte ich ja auch nur mal, wie so viele meiner Kollegen und Freunde, in den Westen reisen, und das ging nun einmal nur über Verwandte. [...]

Kurz nach unserer Ankunft in Israel landeten wir also auf dieser Familienfeier; irgend jemand erzählte etwas Privates, dann sah er uns, stutzte und sagte nach einem Moment Bedenken: "Na, Ihr seid ja Familie, Ihr gehört ja dazu." Schlagartig wurde mir bewußt, was mir bisher entgangen war. Von dieser Vielfalt von Ereignissen, die man in einer großen Familie miterlebt – da werden Menschen geboren und sterben, einer wird Pilot, einer wird Akademiker, einer wird Bauer, es gibt Hochzeiten, Scheidungen, Krankheiten – von diesem Reichtum an Lebenserfahrung, den man einfach dadurch mitbekommt, dass irgendwo in der Familie irgendwann etwas passiert, war ich, waren wir ziemlich abgeschnitten. [...]

Ich habe also in Israel begonnen, anders über Familie zu denken. Den entscheidenden Anstoß erhielt ich dann in der Schweiz durch eine Großcousine meines Vaters [...]

Vom ersten Moment unserer Begegnung an überschüttete sie mich mit Geschichten aus einer Familie Fuchs, von der ich bis dahin kaum eine Vorstellung hatte – Geschichten von Fanny Fuchs, der "Stammutter" und ihren 12 Kindern, einem großen Holzhandel in Karlsruhe, von Männern, die nach Amerika gegangen und dort verschollen sind, von

anderen die hinterhergingen, um sie zu suchen, sie zwar nicht fanden, aber ein Unternehmen dort gründeten usw. usf.. Auch mein Großvater, der "Schauspieler" kam vor. Mir schwirrte der Kopf, und ich dachte nur: Was passiert mit diesen ganzen Geschichten? [...]

Von nun an fuhr ich fast anderthalb Jahre lang an den Wochenenden mit einem Aufnahmegerät zu meinen Eltern, und sie erzählten mir ihre Lebensgeschichte und auch einiges von dem, was sie von anderen Familienmitgliedern wissen. Das war der eigentliche Beginn des Projektes.

Als mir klar wurde, wie beide sich ganz bewußt dafür entschieden hatten, in Ostdeutschland zu leben – sie hätten ja durchaus auch andere Optionen gehabt – kam der Gedanke, auch die anderen Verwandten ihrer Generation, die ebenfalls aus Deutschland stammten, zu interviewen. Ich wollte nachvollziehen, wie diese zu ihren Entscheidungen gekommen waren. [...]

\* \* \*

#### Meine Eltern - Henny und Norbert Jacob:

Unsere Gedanken und Gefühle waren nach vorne gerichtet

*Henny:* Wir mußten recht bald in Leipzig antreten, und da wir uns sympathisch fanden, beschlossen wir, gemeinsam nach Leipzig zu reisen. Norbert hatte in Potsdam einige Klamotten, Hertha und ich hatten auch ein paar Sachen; darum versuchte ich, bei uns in den Stadtwerken einen Kleinbus oder Transporter zu bekommen, der unser Zeug wegschafft. Das klappte auch, es war wirklich ein winziges Gefährt, und Vater mußte die hintere Tür immer ein bißchen offenhalten, damit wir genügend Luft bekamen und trotzdem nicht den Verkehr gefährdeten.

In Leipzig wurden wir an der Uni in der Ritterstraße in Empfang genommen und in verschiedene Zimmer als Untermieter verfrachtet.



Berlin und Bergfelde,  
Apr. 1994 – Juni 1995

Vater war mit seinem zufrieden; Hertha und ich aber saßen beziehungsweise lagen fast aufeinander, so klein war unseres. Aber bald fanden auch wir etwas, was uns gefiel, nur um die Ecke rum. Wir haben uns gegenseitig geholfen, wir haben dem Norbert mal etwas gekocht – das Essen an der Mensa war miserabel – und er hat uns etwas repariert und war unser Kofferträger. Wir lebten uns schnell ein, trafen uns fast jeden Morgen an der Haltestelle und sind zusammen zur Uni gefahren. Ich hatte gedacht, ich krieg' das ABC des Marxismus-Leninismus [...] vermittelt, aber wir wurden rein gestukt in diese bürgerliche Philosophie und Ökonomie, weil die marxistisch geschulten Professoren einfach noch nicht berufen waren. Aber Stück für Stück gelang es uns doch, Lehrkräfte in unserem Sinne zu bekommen und das zu studieren, was wir wollten und mußten.

Wir Studenten hatten ein einzigartiges, kameradschaftliches Verhältnis untereinander – nie wieder habe ich so etwas erlebt – weil wir uns wirklich durch die Not gemeinsam durchfressen mußten, materiell und ideell. Unsere meisten Freundschaften stammen noch aus dieser Zeit, und keiner von uns möchte sie missen ...

**Norbert:** Henny und ich waren in dieser Zeit nur "Prüfungsfreunde". Bis Leipzig verlief unser Lebensweg ja auch sehr unterschiedlich. Unsere Einstellung zu den Deutschen schlechthin war aber sehr ähnlich, weil wir nicht auf Rache aus waren, wir gehörten nicht zu denen, die meinten: "Die Deutschen haben uns soviel leiden lassen, jetzt ..." Wir liefen nicht mit unguuten Gefühlen durch die Straßen und sagten uns ständig: "Wer uns da entgegenkommt, war vielleicht ein schlimmer Nazi." Unsere Gedanken und Gefühle waren nach vorne gerichtet, wir wollten und mußten gemeinsam mit den Deutschen versuchen, einen neuen Staat aufzubauen. Aber wir hatten mit Vorurteilen zu kämpfen. Wir kamen ja in ein für uns völlig fremdes Milieu. In der Uni-Buchhaltung in der Ritterstraße behandelten uns zwei Damen sehr von oben herab; bürgerliche Hochschulatmosphäre strömte uns da entgegen und machte uns auch ein bißchen Angst, nährte nicht gerade unsere Vorfreude auf das Studium. [...]

Unser studentisches Leben war interessant und reich an Erfahrungen der verschiedensten Art, auch unangenehmer. Aber wir haben immer

sehr zusammengehalten. Das war für uns sehr wichtig. Wir haben uns gegenseitig beim Studium, in den Seminaren geholfen, uns gemeinsam auf die Prüfungen vorbereitet. Und wir haben Klassenkampf in Aktion erlebt! Ein großer Teil der Studenten außerhalb unserer neu gebildeten Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät kam ja aus dem bürgerlichen Lager, wie das eben an deutschen Universitäten früher so war. Diese Bürgerlichen hätten eigentlich am liebsten die Amerikaner und die Engländer als Befreier gehabt – und nicht die Russen. Und nun kamen mit den Russen auch wir noch an die Universität: Einige von uns waren aus einigermaßen bürgerlichem Haus, aber der überwiegende Teil kam aus proletarischem Haus. Wir waren auch fast alle etwas älter und hatten vor allem ganz andere Erfahrungen gemacht, durchgemacht. Natürlich baute sich dadurch ganz naturgemäß eine Klassenfront auf. Während die bürgerlichen Studenten die alten Zustände erhalten wollten und sich nach dem Westen orientierten, wollten wir Neues in die Universität einbringen – durch den Studentenrat zum Beispiel. Die Wahl des Studentenrates war echter Klassenkampf! Wir hatten nicht immer Erfolg, wir konnten nicht immer unsere Leute einbringen – da gab es eine ganze Reihe profiliert-er bürgerlicher Studenten, die sehr bewußt Front gegen uns machten und mit denen wir schlecht fertig wurden. [...]

**Henny:** Wir waren noch sehr gläubig. Da war zum Beispiel die Sache mit Jugoslawien, 1948/49: Voller Begeisterung wollten wir dorthin zum Bau der Jugendbahn. Unsere Meldungen waren abgegeben, wir waren bereit – und plötzlich wurde alles von heute auf morgen abgesagt! "Wird nicht durchgeführt, spielt sich nichts ab", wurde uns mitgeteilt, mehr nicht; eine Begründung fiel weg. Erst mit der Zeit bekamen wir mit, daß auf der politischen Ebene in Jugoslawien etwas geschehen war, was die Partei stark mißbilligte. Wir hätten aber nie gedacht oder gesagt, daß sie sich vielleicht irrt in ihrer Einschätzung – oder daß es Unrecht ist, die Mithilfe am Bau der Jugendbahn abzusagen. Wir hatten keine Zweifel: Tito war der große Verräter und der große Verbrecher ... So haben wir das damals gesehen, obwohl es uns wahnsinnig weh tat.

Ich konnte übrigens auch an der Aktion "Max braucht Wasser" nicht

teilnehmen. Sonnabends, sonntags fuhren alle hin, voller Begeisterung und Tatendrang, und Henny Jacob, damals noch Henny Feit, saß zu Hause und heulte! Ich hatte mir beim Steineklopfen in den Trümmerbergen einen Ziegelstein auf den großen Zeh fallen lassen – meine Stoffschuhe schützten ja nicht besonders gut den Fuß – der Nagel mußte runter, und die Wunde heilte sehr schlecht ...

*Norbert:* Wir lebten wie in einem Rausch: Wir wollten ein besseres Deutschland! Wir studierten diszipliniert – und das ist uns oft sehr sauer gefallen, wir waren's ja nicht gewöhnt – und in unserer freien Zeit sind wir in die Trümmer gegangen und haben den Dreck weggeräumt und Steine geklopft. Wir konnten uns oft nicht einmal richtig waschen, weil es nicht genug Seife gab, wir hatten nicht genug zu essen – aber wir waren mit Gleichgesinnten, mit unseren Leuten zusammen. Das verbindet doch, da verwächst man mit einer Sache! Und die Beurteilung von solchen Ereignissen wie in Jugoslawien fällt wahnsinnig schwer, man durchschaut sie nicht. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß die Genossen dort jetzt plötzlich Faschisten sind. Aber nach Stalin war Tito, waren die Tito-Leute Faschisten ... Wir waren, auch als Gruppe, als Kollektiv, so verwurzelt mit unserer Sache durch dieses tägliche Zusammensein, daß wir wahrscheinlich mehr verdrängt haben, als es für euch Nachgeborene akzeptabel ist.

Es geschah ja auch viel Positives: Es wurde immer weniger improvisiert, es wurde planmäßig gearbeitet. Auch im Stadtbild zeigte sich schon durch die Abnahme der Trümmerberge, daß sich etwas änderte. Es ging aufwärts, und immer mehr Menschen wurden in diese Aufbaurbeit einbezogen, das war ja für uns schon ein riesengroßer Erfolg! 1948, glaube ich, wurde die HO39 eröffnet, dort konnte man ohne Lebensmittel- und Kleiderkarten einkaufen. Das war ein Ereignis! Alle standen an, um wenigstens einmal in einer HO-Gaststätte gewesen zu sein und für fünf Mark ein Stück Torte gegessen zu haben. Das haben wir uns auch einmal geleistet, und dann war ich so enttäuscht von dieser Cremetorte!

\* \* \*

## Die Familie Felder/Weitmann aus Galizien (mütterliche Seite)

Meine Urgroßeltern Baruch Weitmann und Henny, geborene Felder, lebten in dem kleinen Ort Baligrod in Galizien, wohl als Grundbesitzer. Wenn auch Juden ursprünglich kein Land besaßen, kam es doch



vor, daß sie von Gutsherren Land übertragen bekamen – zum Beispiel als Dank für treue Dienste. Wie meine Vorfahren dazu kamen, weiß niemand mehr.

Baruch und Henny hatten neun Kinder: acht Töchter und einen Sohn (Chaim). Bis per Gesetz auch für die Juden in Österreich-Ungarn die Namensgebung über die väterliche Linie verordnet wurde, galt dort die jüdische Tradition, daß die Kinder den Familiennamen der Mutter bekommen. Deswegen heißen die ersten Kinder Felder (nach der Mutter) und die späteren Weitmann (nach dem Vater).

Baruch stirbt wohl relativ früh – wann, wissen wir nicht. Bei Ausbruch des ersten Weltkrieges jedenfalls ist Henny mit den Kindern allein. Die älteste Tochter (Malka) stirbt bei einem Autounfall. Chaim geht mit seiner Schwester Fanny schon vor 1914 nach Deutschland, wird Unternehmer und holt die anderen Schwestern nach, bis auf die drei jüngsten, die mit der Mutter während des Krieges versteckt in den Wäldern der Beskiden leben. Nach Kriegsende kommen sie ins Dorf zurück, sind enteignet, dürfen aber in einer kleinen Holzhütte auf dem Gut wohnen.

Die jüngste Schwester (Ziphora) stirbt an Diphtherie, ihre Mutter kurze Zeit später an TBC.

Daraufhin werden auch die beiden letzten Schwestern (Cilly und Senta) nach Berlin geholt.

Zwei der Geschwister (Chaim und meine Großmutter Sara) werden von den Nazis ermordet, drei (Rosa, Sprinze, genannt Pilla, und Senta) emigrieren nach Palästina, Fanny entkommt nach Frankreich, und

Cilly überlebt illegal, zusammen mit meiner Mutter, in Deutschland. Die Interviewten entstammen bis auf Kurt Mendel, Sentas Ehemann, der nächsten Generation.

Malka, geborene Feld, stammt aus einem anderen Zweig der Familie, auch aus Polen, die Verbindung ist nicht ganz klar. Von ihr kam auch der Hinweis auf einen weiteren Zweig der "Weitmänner", die in jetzt in Jerusalem leben: Nechama, Ziphora und Abraham mit inzwischen vielen Kindern und einer großen Schar Enkel. Sie traf ich bei meinem letzten Aufenthalt in Israel. Sie stammen aus Berlin und sagen, daß ihre Vorfahren, wie meine Urgroßeltern auch aus Baligrod kommen. Aber mehr konnten auch sie nicht sagen, so daß die Art der Verbindung zwischen den verschiedenen Zweigen der Felders und Weitmanns im Dunkel bleibt. Ihre Geschichten konnten nicht mehr Eingang in dieses Buch finden - vielleicht gibt es mal eine Fortsetzung ...

\* \* \*

### **Die Familie Fuchs aus Karlsruhe** (väterliche Seite)

Die Familie meines Urgroßvaters Hirsch Fuchs war seit vielen Generationen, nachweisbar seit dem 18. Jhd., in Weingarten in Baden ansässig. Sie lebten vom Viehhandel. Im Jahr 1854 heiratet Hirsch Fanny, geborene Ottenheimer, die Tochter eines Getreidehändlers aus Nordstetten. Sie bekommen 15 Kinder, von denen 12 das Erwachsenenalter erreichen.

Gute Geschäfte während des deutsch-französischen Krieges machen es möglich, daß die Familie 1871 nach Karlsruhe umzieht, der Haupt- und Residenzstadt des damaligen Großherzogtums Baden. Neben größeren Erfolgsaussichten für den Viehhandel gab es hier auch weitaus bessere Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten für die Kinder. 1875 gründet Hirsch zusammen mit seinen drei ältesten Söhnen Bernhard, Max und Gustav die Holzhandelsfirma "H.-Fuchs Söhne", in die nach und nach - bis auf Samuel, der sich später Ernst nennen und ein bekannter Jurist werden wird und die Zwillinge Moses und Isidor, die nach Amerika auswandern - auch die anderen Söhne ein-

steigen. Das Geschäft floriert, und die Firma wird zum größten Holzhandels- unternehmen in Südwestdeutschland. Fanny führt die immer mehr wachsende Familie als Matriarchin bis in die nächste Generation (35 Enkel!).

Ihre einzige Tochter, Jenny, heiratet Gustav Jacob, der, während sie mit dem vierten Kind schwanger ist, nach Amerika auswandert und dort verschollen ist. Jenny stirbt bei der Geburt, das Neugeborene ein paar Tage später; eine der drei Waisen ist mein Großvater Walter.

Bereits seine Generation ist nur noch zum Teil im Geschäftsleben vertreten, viele sind Intellektuelle - mit teilweise bleibenden Leistungen. Das Judentum spielt für sie scheinbar nur noch eine geringe Rolle; sie scheinen voll integriert zu sein im deutschen Kultur- und Geschäftsleben. Einige von ihnen schaffen es, diese Fiktion sogar während der ersten Jahre der Naziherrschaft aufrechtzuerhalten. Trotzdem gelingt es den meisten - nicht allen - den Nazis zu entkommen und sich eine neue Existenz in den Exilländern aufzubauen. Jetzt sind sie über vier Kontinente verstreut. Vier der Interviewten (Suzanne Schrag, Renate Wyman, Anna Fuchs-Marx und Günther Alfredo Fuchs) gehören noch zu dieser Generation, die meisten zur Generation ihrer Kinder.



*Neun der elf Gebrüder Fuchs;  
die beiden fehlenden sind in Amerika*